



UNIVERSITÄTS-  
BIBLIOTHEK  
PADERBORN

## **Universitätsbibliothek Paderborn**

**Heinrich Heine**

**Keiter, Heinrich**

**Köln, 1906**

II. Der zweite Band (1827)

**urn:nbn:de:hbz:466:1-32940**

Trompete zu stoßen, da ihm bei seiner fatalen Stellung — seinen Verwandten gegenüber, die ihn lieber in einer bürgerlichen Stellung, als auf der Literaturstraße gesehen hätten — günstige öffentliche Urteile sehr erwünscht seien. Anerkennende Besprechungen erschienen denn auch, doch bewahrten sie, wohl mit Rücksicht auf die herrschende Strömung, eine gewisse Zurückhaltung; selbst Freund Immermann hielt diese Vorsicht für notwendig. Auch scharfe Angriffe erfolgten in der Presse, und weite Kreise des Publikums verhielten sich ablehnend. Leute wie der Wortwizler G. M. Saphir und der Kritiker A. Müller suchten seine Manier zu parodisieren. Fanny Lewald hörte sagen <sup>1)</sup>: „Bleibt mir mit den Schmutzbüchern, mit den Kommissvohageur-Wizen vom Halse“, und sie berichtet, daß den Reisebildern die Aufmerksamkeit nicht so sehr zugewendet gewesen sei. Der Band erschien auch erst 1830 in zweiter Auflage, obgleich das in einigen Städten erfolgte Verbot Klame für ihn machte. In Berliner Blättern erschienen bissige Epigramme gegen den Verfasser, persönliche Angriffe blieben nicht aus und versetzten Heine in den ganz ungerechtfertigten Glauben, daß das deutsche Volk augenblicklich nichts Besseres zu tun habe, als sich mit seinen Reisebildern zu beschäftigen.

## II.

## Der zweite Band. 1827.

Heine reiste im Juli 1826 nach Norderney, wo er einen großen Teil der zweiten und dritten Abteilung der Nordseebilder ausarbeitete und, seinen Briefen zufolge, mit schönen und vornehmen Frauen verkehrte. Als er im September in die engen Verhältnisse Lüneburgs zurückkehrte, stieg wieder die Sehnsucht nach Paris in ihm auf. Aber zunächst mußte er daran denken, seine Bedürfnisse durch eine rege Schriftstellerei zu befriedigen; auch hatte er die Hoffnung auf Theresens Hand noch nicht aufgegeben, und er schmeichelte sich mit dem Gedanken, daß ein außerordentliches literarisches Werk ihm die Verwandten doch noch günstig stimmen werde. <sup>2)</sup> So lebte er denn ziemlich zurückgezogen und arbeitete an dem zweiten Bande seiner Reisebilder, der viel Lärm verursachen (14/X. 26) und das wunderbarste und interessanteste Buch der Zeit werden sollte (6/X. 26). Er schlug aber, um unerhörtes

<sup>1)</sup> Westermann Bd. 61, S. 122. — <sup>2)</sup> Eifer I, S. 47.

Auffehen erregen zu können, einen — gelinde gesagt — eigentümlichen Weg ein. Am 24. Oktober 1826 schrieb er Barnhagen, die Reisebilder seien eine bequeme Form, in der er alles unterbringen könne, was er wolle. „Haben Sie daher in dieser Hinsicht irgend einen besonderen Wunsch, wünschen Sie eine bestimmte Sache ausgesprochen zu sehen, oder irgend einen unserer Intimen gezeißelt zu sehen, so sagen Sie es mir, oder, was noch besser ist, schreiben Sie selber in meinem Stil die Lappen, die ich meinem Buche einflücken soll, und Sie können sich auf meine heilige Diskretion verlassen. . . . Wollen Sie in meine Reisebilder ganze Stücke, die zeitgemäß sind, hineingeben, oder wollen Sie mir bloß die Proscriptionsliste schicken — ich stehe ganz zu Ihrem Befehl.“ Der Vorschlag ist völlig ernst gemeint, denn er wiederholt ihn bei einer anderen Gelegenheit (am 19. Oktober 1827), aber beide Male ohne Erfolg.

Am 15. Januar 1827 reiste Heine nach Hamburg, um den Druck des Buches zu überwachen, das im April die Presse verließ. Es enthielt den bereits besprochenen zweiten Zyklus der Nordsee-Gedichte, einen größeren prosaischen Aufsatz über die Nordsee, sowie die „Ideen, das Buch Le Grand“.

Heines religiöse und politische Weltansicht, die er bisher nur in verschwommenen Grundlinien angedeutet hatte, tritt uns hier bestimmter entgegen. Er nennt die Herrschaft der römischen Kirche im Mittelalter, die indessen nach seinem eigenen Geständnis — da kommt der Romantiker zum Vorschein — viel ruhiges Glück mit sich brachte, eine Unterjochung schlimmster Art. Rom habe wie eine Riesenspinne die lateinische Welt mit einem unendlichen Gewebe überziehen wollen. „Die Tage der Geistesknechtschaft,“ fährt er, nun der Schüler Voltaires, fort, „sind vorüber; altersschwach, zwischen den gebrochenen Pfeilern ihres Kolisäums sitzt die alte Kreuzspinne und spinnt noch immer das alte Gewebe; aber es ist matt und morsch, und es verfangen sich darin nur Schmetterlinge und Fledermäuse, und nicht mehr die Steinadler des Nordens“ (III, S. 92, 93). Das Christentum bezeichnet er, wie auch die Wechsel, als eine Erfindung der Juden (III, S. 169). Er sehnt sich nach dem lustigen, nackten griechischen Göttergesindel und meint, wir hätten vielleicht nicht viel Vorteil von unserer neurömischen Dreigötterei oder gar von dem jüdischen Eingökentum (S. 153). Dem Löwentwirt zu Bologna will er fünf Taler geben, wenn er, Heine, nur das „unglückselige“ Wort „Religion“ in diesem Leben nicht mehr zu hören brauche (S. 154). Damit verbinden sich blasphemische Vergleiche, die ihr Vorbild in Brentanos „Godwi“ finden.

Die französische Revolution ist ihm ein guter Gedanke in dem schaffenden Gottesraum (S. 136). Mit Behagen malt er aus, wie er mit einer ganzen „aristokratischen Menagerie“ und anderen vornehmen „Domestiken“ an einer Tafel sitzt, wie man ihn mit den Speisen übergeht, so daß er vor Langeweile den roten Guillotinenmarsch auf dem Tische trommelt. Aber „diese Leute“, fügt er hinzu, „lassen sich im Essen nicht stören und wissen nicht, daß andere Leute, wenn sie nichts zu essen haben, plötzlich anfangen zu trommeln, und zwar ganz kuriose Märsche, die man längst vergessen glaubte“ (S. 156). Das ist zutreffend für den vierten Stand; aber ein Bourgeois-Revolutionär, als den Heine mit seiner „Konstitutions-Gefinnung“ (S. 157) sich darstellt, hat den Hunger nicht nötig, um einen Sturm auf die Bastille zu versuchen.

Die Riesengestalt Napoleons begeistert Heine zu einem Hymnus, wie er dem korsischen Eroberer selbst von Manzoni nicht gesungen worden, und dem Hymnus auf den Unterdrücker Deutschlands ließ er die giftigsten Spottlieder auf sein Vaterland folgen. Er schildert, wie der Tambour Le Grand ihm durch Trommeln politische Begriffe und große Weltbegebenheit klar zu machen sucht: „Er wollte mir mal das Wort l'Allemagne erklären, und er trommelte jene allzu einfache Armelodie, die man oft an Markttagen bei tanzenden Hunden hört, nämlich: dum — dum — dum. Ich ärgerte mich, aber ich verstand ihn doch“ (S. 155). Dasselbe „dum — dum — dum“ wiederholte sich bei der trommelnden Schilderung der Schlacht von Jena (S. 158). Der Spott trifft Deutschland und Preußen; auf letzteres zielt er noch an anderen Stellen, so besonders in der ausgezeichneten Schilderung, wie seine Vaterstadt Düsseldorf preußisch wird (S. 162).

Ueber den dritten Teil der „Nordseebilder“, der neben sehr frivolen Äußerungen vortreffliche Gedanken enthält, können wir hinweggehen. Das „Buch Le Grand“ aber fesselt unsere Aufmerksamkeit in hervorragender Weise; es ist, obgleich durchaus kein einheitliches Kunstwerk, die bedeutendste Prosaschöpfung Heines und eine Zierde unserer Literatur. Der blendende Witz, der anheimelnde Humor, die Originalität des Dichters, sein reicher Geist, der hohe Flug seiner Phantasie, seine plastische Darstellungskraft treten in schönster Beleuchtung hervor, und wir dürfen uns ihrer um so mehr erfreuen, als nur selten ein frivoler Witz uns den ruhigen Genuß vergällt.

Das „Buch Le Grand“ erscheint bei oberflächlicher Lektüre als eine Galerie systemlos durcheinander gehängter Gemälde: Hier Historie, dort

Genre, rechts Landschaft, links Stilleben, vor uns der Prometheusfelsen des Welt Schmerzes, hinter uns der Karneval des Wizes; aber bei genauerer Prüfung findet man, daß trotz aller Gegensätze die Bilder Gruppen bilden: die zwanzig Kapitel lassen sich völlig zwanglos in vier Abteilungen von je fünf Kapiteln zerlegen.

In der ersten wirkt der Dichter, in der Maske des Grafen vom Ganges, einen Blick auf die Leiden, die er durch die Härte der Geliebten erlitten (I, II); er wurde aber zu neuem Leben erweckt, als er Madame, der er das alles erzählt, erblickte; er freut sich wieder in bacchantischer Trunkenheit des schönen Daseins (III), gedenkt wehmütig des Tages, wo er alt geworden sein wird (IV), und endet den schönen Traum mit der Erklärung, daß er nicht der Graf vom Ganges sei (V).

Die zweite Abteilung ist Erinnerungen aus seiner Düsseldorfer Jugendzeit gewidmet. Er schildert die Abreise des entthronten Kurfürsten (VI), die Ankunft der Franzosen mit dem Tambour Le Grand (VII), den Einzug Napoleons (VIII); er widmet dem Ende des Kaisers melancholische und dessen Feinden haßerfüllte Worte (IX), und schließt mit der Schilderung, wie Düsseldorf wieder preussisch wird, die französischen Soldaten armselig aus Rußland wiederkehren und Le Grand verzweiflungsvoll seinen jungen Freund bittet, die Trommel zu zerstechen (X).

Die dritte Abteilung ist rein humoristisch-satirisch, ein prächtiges Feuerwerk der seltsamsten Einfälle, während die letzte wieder an die erste anschließt und von des Dichters weiteren Liebesabenteuern erzählt.

Die zweite Abteilung allein hat einen konkreten und in sich zusammenhängenden Inhalt. Sie ist das Lied von Napoleons Glück und Ende, wie es in den Jugend-Erinnerungen des Dichters in frohlockenden und wehklagenden Melodien widerklingt. Idyllisch beginnt die in einer Kleinstadt spielende Erzählung, um sich unmerklich zu tragischer Bedeutung und in das Welthistorische zu erheben. Wohl selten ist das Schicksal eines mächtigen, wie ein glänzendes Meteor emporsteigenden Eroberers einfacher und gleichzeitig ergreifender geschildert worden. Held der Erzählung ist nicht Napoleon selbst, sondern der Tambour Le Grand; jener geht nur an der Szene vorüber, dieser spielt mit; er ist die Verkörperung des siegenden und untergehenden Franzosentums, des freiheitlichen und des despotischen Gedankens zugleich, wie er in dem aus der Revolution geborenen Kaiser verborgen liegt. In begeisterten Klängen ertönt das Lob der Prinzipien von 1789, des Siegers von Jena, der

großen Nation; wehmütig tönt es aus, als die „Waisenkinder des Ruhms“ aus Rußland heimkehren, elende, verlumpfte Gestalten, und als der Dichter, des Tambours leise Bitte verstehend, dessen redegewaltige Trommel zersticht. Die Gestalt Napoleons ist mit hinreißender Wärme und Begeisterung vorgeführt; Heine hat indes „großen Kaisers“ Porträt hineingelegt, was Lenbachs Porträts vor allen anderen auszeichnet: die Seele des Mannes und seine welthistorische Stellung. Den Hintergrund aber bilden die wechselvollen Schicksale einer kleinen Stadt, die in wenigen Jahren dreimal ihren Herrn wechselte. Hier am Rhein, bei Düsseldorf, spiegeln sich die Wandlungen wieder, die ein großer Teil des deutschen Vaterlandes durchzumachen hatte; an einem unbedeutenden Küstenort des Ozeans der Weltgeschichte empfinden wir den Wellenschlag einer großen Zeit; wir sehen den Kurfürsten seine Stadt verlassen, die Franzosen einrücken und gehen und die Preußen kommen; wir sehen, wie sich mit jedem neuen Herrn die Szene verwandelt, wie aus den dem Kurfürsten nachweïnenden Untertanen die wärmsten Freunde der Franzosen werden, und wie diese wieder sich wunderbar schnell in die preußische Langweile fügen, als endlich der Friede einkehrt. Das sind fein entworfene Federzeichnungen, dem Leben abgelauscht und immer auf der Höhe der Kunst sich haltend. Die Gestalten treten plastisch hervor, auch jene, die nur als Staffage dienen, jene originellen Straßenfiguren, die keiner Stadt fehlen: der Schneider Kilian, der tolle Moysi, der verstoffene Gumperg, der kleine Baron usw.

Auf gleicher Höhe halten sich die Erzählungen aus des Dichters Liebesleben in der ersten und namentlich der vierten Abteilung; Geschichten, so zart empfunden, so anmutig geschildert und so rein zugleich, daß man sich ihres Reizes nicht erwehren kann, obgleich sie oft genug ins Sentimentale übergehen.

Damit wären wir eigentlich an der Grenze der Analyse angekommen. Denn wer wollte zergliedern, was sich nicht fassen läßt? Wer wollte das glänzende Mosaikbild, in dem die Linien so kraus durcheinanderlaufen, bei dem man nicht weiß, was man bewundern soll, die feste, phantasievolle Zeichnung oder das blendende Kolorit; wo der tiefste Ernst plötzlich in den lustigen Reigen des Witzes und der Satire springt — wer wollte das Bild in seine Einzelheiten zerlegen? Und wenn wir die Strahlen des Humors und der Phantasie, wie sie in der ersten und dritten Abteilung schillern, durch das Prisma fallen lassen, so finden wir wohl ihre einzelnen Bestandteile, verzichten damit aber auf den Glanz, den nur das Ganze verbreiten kann. Seine Schilderungen

von Himmel und Hölle (S. 132),<sup>1)</sup> seine gegen die frömmelnden Schriftsteller gerichteten Witzsalven (S. 175) sind frivol, aber formell ausgezeichnet; seine ironische Charakteristik der Zitatengelehrten (S. 171, 172) ist ein kleines Meisterstück, und die Schilderung seiner Schuljahre (S. 150) wird jeden erfreuen, der Ähnliches hat durchmachen müssen. Die Krone von allem aber ist die in derber Holzschnittmanier durchgeführte, höchst ergötzliche Porträtierung der Narren (S. 178), mit denen der „Herr“ ihn zum Nutzen seiner Schriftstellerei gesegnet.

Einen ausgezeichneten, wirkungsvollen Gegensatz zu den Harlekinsprüngen des übermütigen Humors und eines stets das Richtige treffenden Witzes bilden die Aschermittwochs-Gedanken über das Alter (S. 138), das Ende Napoleons (S. 160), und die Weltgeschichte überhaupt (S. 166), die einem Philosophen zur Ehre gereichen würden.

Ein weiteres Element des „Buches Le Grand“ bildet eine echt romantische Phantastik, die gern in die Lieblingsommerfrische der Romantik, nach Indien, hinüberschweift. Er sucht alle Farben, die er auf seiner Palette hat, zusammen, um den heiligen blauen Ganges und seine Ufer zu malen; er entwirft reizende Bilder, aber oft taucht er den Pinsel, statt ihn über das Farbennäpfchen zu streichen, in den Farben topf und gibt so seiner Zeichnung ein Kolorit, dessen schreiende Töne uns beleidigen.

Stilistisch bedeutet das „Buch Le Grand“ einen großen Fortschritt gegen die „Harzreise“. Mit Jean Paulschem Schwung vereinigt sich der Witz Brentanos und die nur Heine eigentümliche plastische Darstellungsgabe, um eine neue Art des Prosaстиls hervorzubringen. Dicht nebeneinander liegen die verschiedenartigsten Elemente: zartes Gefühl und scharfer Witz, hochfliegende Phantasie und kalt berechnender Verstand. Die Bilder und Gleichnisse sind zahlreich und immer glücklich gewählt; manche überraschen durch ihre Neuheit und originelle Zusammenstellung. Die Perioden sind fest gegliedert und von seltenem Wohlklang. In der Wahl der Adjektiva ist Heine wiederum sehr glücklich; nur häuft er deren manchmal zu viel in einem einzigen Satz und verkehrt die Schönheit seines Stils dadurch in Schwulst.

<sup>1)</sup> Hier war Blumauer mit dem sechsten Gesang der travestierten „Aeneis“ das Vorbild Heines. Hier wie dort ist die Hölle eine Küche; bei Blumauer laufen im Himmel gebratene Fasanen, bei Heine gebratene Gänse herum; bei Blumauer stehen die gespickten Hasen, sie zu trançhieren, bei Heine fühlen sich die Gänse geschmeichelt, wenn man sie verzehrt. Torten wachsen, Champagner fließt bei beiden, und beide fangen mit der Schilderung der kulinariischen Genüsse des Paradieses an.

Heine glaubte (Brief an Barnhagen, 1. Mai 1827), in den politischen Bemerkungen des „Buches Le Grand“ etwas Außerordentliches geleistet zu haben und bildete sich auf die Staatsgefährlichkeit seiner Ideen nicht wenig ein. Höchst wahrscheinlich nur, um etwaigen Berfolgungen zu entgehen, vielleicht aber auch, um das politische Leben Englands kennen zu lernen, reiste er Mitte April 1827, gleich nach Erscheinen des Buches, nach London ab. Von dort aus schrieb er am 9. Juni 1827 an Moser, daß er durch das „Buch Le Grand“ eine weit hin schallende Stimme erhalten habe und daß Moser sie noch oft hören solle, donnernd gegen Gedankenschergen und Unterdrücker heiligster Rechte. Bis dahin hatte Heine noch nicht kundgegeben, welche Rechte er als die heiligsten angesehen wissen wollte; seine flachen Schimpfereien gegen Junker und Pfaffen wird man doch nicht dahin rechnen können. Inzwischen sorgte er, was er niemals vergaß, auch von England aus dafür, daß sein Name in den Zeitungen oft genannt wurde, womöglich im politischen Teile.

Was er in London gesehen, werden wir später aus seiner Schrift „Englische Zustände“ erfahren. Er beobachtete vieles, aber einen großen Teil seiner Zeit brachte er im Verkehr mit schönen Weibern — das Beiwort „schön“ rührt von Heine her — und in Londoner Theatern zu. „Wenn ich,“ schreibt er am 9. Juni 1827 an Moser, „lebendig aus England herauskomme, so sind die Weiber nicht schuld daran. Sie tun das Ihrige.“ An Barnhagen schrieb er am 19. Oktober 1827, er habe in London bis an den Hals in Abenteuern gesteckt. Er konnte es, denn er hatte sich durch einen Vertrauensbruch eine bedeutende Summe Geld verschafft. Sein Onkel Salomon hatte ihm einen Kreditbrief von 400 Pfund Sterling an das Haus Rothschild mitgegeben, den er nicht versilbern, sondern nur zur Renommage benutzen sollte. Der Nefte dachte anders. Sofort nach seiner Ankunft in London ließ er sich von Rothschild die Summe auszahlen, trug seine alten Schulden ab, legte einen Kriegsschatz von 800 Talern bei Barnhagen nieder und brachte in drei Monaten 1400 Taler durch. Unter diesen Umständen war die geistige Ausbeute des dreimonatlichen Aufenthalts in der politisch so reich bewegten Hauptstadt Englands eine nur geringe. Er brachte aber einen ingrimmigen Haß gegen alles Englische und die Engländer nach Hause zurück.

Am 8. August reiste Heine von London ab, ging über Holland zum dritten Male nach Norderney und dann nach Wangeroge. Von dort aus kam er Ende September nach Hamburg und verhandelte mit

Campe über eine Gesamt-Ausgabe seiner Gedichte, die den Titel: „Buch der Lieder“ führen sollte. Campe zögerte lange, — was ganz für unsere Auffassung des damals noch beschränkten Ruhmes Heines spricht — bis er sich endlich entschloß, dem Dichter gegen Uebertragung aller Rechte über ein früher gegebenes Darlehen von 50 Louisd'or zu quittieren.

Im Oktober 1827 erschien die erste Auflage in 5000 Exemplaren; 1837 die zweite, 1839 die dritte, und von da an alle zwei bis drei Jahre eine neue. Die Ausgabe sollte durch Weglassung besonders anstößiger Gedichte eine „tugendhafte“ werden; indessen ist in dem Lieder-garten noch so viel häßliches Unkraut stehen geblieben, daß eine gründliche Reinigung viele kahle Stellen hervorrufen würde.

In der Presse fand das „Buch der Lieder“ nicht die rechte Beachtung; die meisten Kritiker hatten an den Gedichten sogar wesentliche Ausstellungen zu machen. Erst nach und nach verschafften Heines spätere Schriften, die nicht zu seinen Gunsten die allgemeine Aufmerksamkeit auf ihn lenkten, sowie die Komposition vieler Lieder durch Mendelssohn, Schubert, Löwe u. a. ihnen ein großes Publikum, während die Reisebilder schon früher eine neue Auflage erlebten. Die spätere Wirkung der Heineschen Lieder auf weitere Kreise läßt sich aus der Tatsache ersehen, daß Karpeles<sup>1)</sup> an der Hand des Katalogs einer größeren Musikalienhandlung feststellte, daß das Gedicht: „Du bist wie eine Blume“ mehr als 170mal in Musik gesetzt worden ist, die Lieder von „Fichtenbaum und Palme“ und „Leise zieht durch mein Gemüt“ mehr als 100mal. Mit welchen mehr oder weniger billigen Effekten aber Heine eine unfehlbare Wirkung auf nicht allzu kritisch veranlagte Gemüter hervorbringen mußte, hat neben anderen schon Seelig in seiner Dissertation „Die dichterische Sprache in Heines Buch der Lieder“ (Halle 1891) gezeigt?<sup>2)</sup> So zählt er im „Buche der Lieder“ allein 140 Diminutive wie „Neugelein“, „Mündlein klein“, „Wängelein“, „Händchen klein“, mit denen Heine bedeutende Wirkungen zu erzielen weiß. Seine raffinierte Verwendung der Adjektive ist schon öfters berührt worden. So verwendet er allein das zukrige Beiwort „süß“ nicht weniger als 83mal im Buch der Lieder. So ist vor allem alles an der Geliebten süß: das Gesicht, die Züge, die „Neuglein“, die „Wänglein“, das „Herzchen“, das „Fräßchen“, sogar die Füßchen. Die Adjektive selig und

<sup>1)</sup> H. Heine u. seine Zeitgenossen. 1888. S. 142.

<sup>2)</sup> Vergl. auch Nießki, H. Heine als Dichter u. Mensch. 1895. S. 15 f.

fromm und die malenden Beiwörter dunkel, still, seltsam, heimlich, golden, weiß verwendet er 260mal in seiner Sammlung, ohne die Zusammensetzungen und Steigerungen, wie selig süß, qualvoll süß, märchensüß, heimlich wundersüß zu zählen. Weitere starke Wirkungen erzielt Heine durch seine Vorliebe für tonmalende Zeitwörter, wie rauschen, brausen, summen, klingen, singen, seufzen, klirren, kichern, murmeln, säufeln, ebenso durch Verba, die besonders auf den Gesichtssinn wirken, wie blitzen, leuchten, funkeln, glänzen, schimmern, flimmern, glimmern, flackern, glitzern. Er begnügt sich dabei nicht damit, ein dichterisches Bild zur Anschauung zu bringen oder eine Stimmung fein auszumalen, sondern er wendet sie auch bloß ihrer Klangwirkung wegen an. Die Blumen müssen der Geliebten zu „Veilchenaugen“, „Lilienfingern“, ja „Lilienohren“ verhelfen; besonders aber sind Gold und Edelsteine, Perlen, Saphire, Rubinen und Diamanten dazu erkoren, die Schönheit der Geliebten hervortreten zu lassen. Von der Lorelei singt Heine:

„Ihr goldnes Geschmeide blihet,  
 Sie kämmt ihr goldenes Haar.  
 Sie kämmt es mit goldenem Kamme.“

Die Nachtigall, der lyrische Lieblingsvogel, ist bei Heine endlich nach Brandes' Ausspruch „ein rein heraldischer Vogel im Wappenschild der Liebe geworden“. Sie muß immer und überall herhalten.

Weiterhin hat Heine alle Mittel poetischer Rhetorik mit größter Kunst in Anwendung gebracht. Seelig (S. 49 ff.) zählt sie sämtlich der Reihe nach auf: Epizeuxis, Anaphora und Epiphora, Anflos und Anadiplosis, Polysyndeton und Asyndeton, Anomination und alle Arten von Wiederholung und Klimax, von Antithese und Kontrast. Ebenso wie alle rhetorischen sind ihm alle metrischen Künste geläufig. So wendet er oft den altdeutschen Stabreim und den Endreim zu gleicher Zeit an, womit er überraschende Wirkungen hervorbringt. Binnenreime, Mittelreime, Assonanzen und Klangfiguren weiß er gleichfalls ebenso diskret wie geschickt für die Klangwirkung eines Gedichtes zu benützen. Diese glänzenden artistischen Tricks, hinter denen aber recht oft kein Gehalt, kein Stimmungswert steckt, verschafften minderwertigen Heineschen Gedichten eine Beliebtheit, wie sie nur mit vollem Recht seine wirklichen Liederperlen verdienen. Auch der Goetheschen Dichtung schaden sie, wie Hehn<sup>1)</sup> mit Recht ausführt, in hohem Maße. Goethe äußerte sich auch mißfällig über die Gedichte, von denen später viele den seinen

<sup>1)</sup> Gedanken über Goethe S. 160.

an die Seite gestellt werden sollten. Heine, der nie ein warmer Verehrer des Alten von Weimar gewesen war, meint in einem Briefe an Moser vom 30. Oktober 1827: „Daß ich dem Aristokratenknecht Goethe mißfalle, ist natürlich. Sein Tadel ist ehrend, seitdem er alles Schwächliche lobt.“ In rührender Bescheidenheit fügt er hinzu: „Er fürchtet die heranwachsenden Titanen. Er ist jetzt ein schwacher, abgelebter Gott, den es verdriest, daß er nichts mehr erschaffen kann.“ Und an Barnhagen schreibt er am 30. Oktober 1827 in allerdings richtigem Vorgefühl: „Er kann doch nicht verhindern, daß sein großer Name einst gar oft zusammen genannt wird mit dem Namen Heinrich Heine.“

Sein starkes Selbstbewußtsein ließ ihn sogar noch auf eine Anstellung in Berlin hoffen. Als er sich in seinen Erwartungen getäuscht sah, ging er mit Cotta Verhandlungen wegen Eintritts in die Redaktion der Münchener „Politischen Annalen“ ein, und im Oktober entschloß er sich, Cottas Anerbieten für Januar 1828 anzunehmen. Wieder machte er (19. Oktober 1827) Barnhagen denselben häßlichen Vorschlag, gegen Intime vorzugehen; wieder ohne Erfolg. Ende Oktober reiste er über Göttingen und Kassel — wo er die Brüder Grimm besuchte — nach Frankfurt; hier verkehrte er freundschaftlich mit Börne, der in Heine einen, wenn auch nicht genügend ernstern Bundesgenossen im Kampfe gegen Reaktion und Goethe sah. Ende November traf er in München ein.

### III.

#### München. Die italienische Reise. 1828.

Heine hatte sich für seine Stellung in München nur auf sechs Monate verpflichtet, weil er zunächst Land und Leute kennen lernen und erfahren wollte, ob das Klima seiner Gesundheit zuträglich sei. Die Redaktion der „Annalen“ führte er gemeinschaftlich mit Dr. Friedr. Ludw. Lindner; außerdem arbeitete er für die Zeitschriften „Das Ausland“ und „Morgenblatt“, wofür ihm Cotta, der nicht knauserig war und vorerst Heines Entzücken erregte, bis Juli 1828 hundert Karolin (fast 2000 Mark) zahlte. Trotzdem stand es um Heines Finanzen beständig schlecht.

Auch über sein körperliches Befinden hatte er anfänglich zu klagen; als er sich jedoch an das rauhe Klima gewöhnt hatte, lebte er auf und gab sich einem Dasein voll Anregung und Zerstreuung rückhaltlos hin.